

Die Politik und die "Intellektuellen"

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Politik und die „Intellektuellen“

Von Jakob Wyrsch.

Hinter dem Besonderen und Zeitgebundenen des spanischen Bürgerkriegs und aus der Ferne beinahe unkenntlich und darum von den meisten Deutern und Missdeutern dieser grausigen Ereignisse übersehen, ist eine allgemeine und zeitlose Erscheinung, die uns hier angeht. Es ist kurz gesagt die Unverträglichkeit zwischen Politik und „Intelligenz“. Als 1931 die Republik in jenem Lande eingeführt wurde, friedfertig, gelinde, begeistert als eine geradezu beispielhafte Umwälzung gepriesen, da waren die Intellektuellen nicht nur massgebend daran beteiligt, sondern auch auf die unbeteiligten Männer von Geist und Talent ergoss sich ein wahrer Segen von Würden und Aemtern. Und zwar auf alle, die nicht in offener Feindschaft abseits standen, nicht nur auf die Vielredner und Parteibüffel und auf jene, die das Mäntelchen nach dem Winde hingen, sondern auch auf die unabhängigen, gläubigen und nachdenklichen Männer, die eins mit dem waren, was sie schrieben. Philosophen, Gelehrte, Künstler und Dichter wurden zu Ministern, Gesandten und Abgeordneten erhoben oder man ließ ihnen sonstwie ein besonderes Gehör und es gab wohl seit Menschengedenken keinen Staat, der zu seiner Leitung so viel Geist, Ruhm und Verstand zusammenrief wie jenes Spanien im ersten republikanischen Jahr. Hier war also oder schien wenigstens ein grosses Gemeinwesen mit einem klugen, arbeitsamen Volk den sog. Intellektuellen — das unschöne Wort ist in diesem Aufsatz niemals verächtlich oder modisch-absprecherisch, sondern immer im guten Sinne gemeint — übergeben und anvertraut. Sie hatten Gelegenheit, wonach sie sich andernorts sehnen, nämlich zu lenken und nicht bloss zu denken, zu befehlen und nicht bloss zu reden, zu verordnen und nicht bloss zu schreiben. Namen zu nennen ist überflüssig, denn man müsste beinahe alle Spanier hier aufzählen, die in den letzten Jahrzehnten auch jenseits der Grenzen galten und Wiederhall fanden. Und trotzdem sie in der Mehrzahl keine Träumer oder Hitzköpfe waren, ist es nach knapp einem Jahrfünft zum Bürgerkrieg gekommen.

Haben sie ihn also verschuldet oder gar herbeigeführt? Das wäre ein höchst ungerechter Vorwurf. Man könnte sie nicht einmal anklagen, dass sie seinen Ausbruch nicht zu verhindern wussten. Denn lange vor 1936 waren die meisten von ihnen wieder aus ihren Aemtern verdrängt und ihre Stimme fand nur selten oder gar nie Gehör. Die einen sassen wieder grolend irgendwo in der Provinz; die andern hatten sich in unpolitische Wissenschaft und Schriftstellerei eingeschlossen; wieder andere trieben sich beinahe heimatlos jenseits der Grenzen herum und nur wenige konnten sich halten, weil sie selbst auch Politiker geworden waren. So kam der Zusammenbruch nicht darum, weil sie in Blindheit den Staat ins Verderben hineinlenkten, sondern weil sie sehend überhaupt nicht zu lenken verstanden; nicht darum, weil sie die Macht, die ihnen wirklich oder scheinbar gegeben war, in unkluger Weise benützten, sondern weil sie sie überhaupt nicht benützten. Zwischen den beiden Fronten standen sie schliesslich da, von beiden gering geschätzt und von beiden vertrieben: das Los der Heimatlosen.

Ist das nicht ein sichtbarer und schlüssiger Beweis, dass Wissenschaft und Geist zur Führung eines Staates nichts taugen? Und gibt dieser Beweis nicht allen jenen Recht, die immer darauf ausgegangen sind die sog. Intellektuellen vom staatlichen Leben möglichst fernzuhalten? Denn es ist ja tatsächlich so, dass sie, die vor anderthalb Jahrhunderten am eifrigsten und wirksamsten die Gleichheit aller vor dem Gesetz verlangt und durchgesetzt haben, nachher erfahren mussten, wie ausgerechnet diese Gleichheit für sie nicht galt. Nicht nur die Tyrannen trauen ihrer Sprunghaftigkeit nicht über den Weg und halten sie deshalb an der Leine, sondern auch die Vertreter der Demokratie ärgern sich über ihre eingefleischte Neigung zum Widerspruch, und das Volk empfindet sie schlechthin als lebensuntüchtig und darum als unfähig für die Aufgaben der Gemeinschaft, selbst wenn es anderseits auch wieder stolz auf ihren Ruhm ist. Es geht ihnen manchmal beinahe, wie wenn sie zu wenig Verstand hätten. Dem Narren und dem Weisen traut man nicht so recht, dem einen, weil er zu wenig, dem andern weil er zu viel weiss. Man sieht sie lieber in ihren Studierstuben und Büchereien als in der Oeffentlichkeit. Sie dürfen

natürlich stimmen, dürfen vaterländische Lieder dichten und Aufrufe schreiben; man rühmt sich ihrer sogar, aber gewählt werden sie nicht oder nur gleichsam aus Versehen und auf Abruf. Sie dürfen auch grollen und schimpfen, — und wie gerne tun sie dies, aber man nimmt sie dann nur selten ernst. Alles was ihnen Macht in die Hände gäbe, wird wenigstens in ruhigen und lauen Zeitläuften ängstlich ferne von ihnen gehalten. Und man ist mit Gründen gar nicht verlegen um sich zu rechtfertigen: die Intellektuellen seien lebensfremd; sie könnten nicht vor- und nachgeben; sie würden den Kopf verlieren, wenn etwas nicht gehe, wie sie es sich ausgedacht, und überhaupt das Volk wolle sie nicht.

Solche und ähnliche Ausreden — und einiges ist auch mehr als Ausrede — stehen den Politikern rechter und linker Richtung, stehen den Diktatoren und Demokraten genügend zur Verfügung, wenn sie einmal zur Rede gestellt werden. Aber für gewöhnlich haben sie dies gar nicht nötig, denn die Menge ist wohl zufrieden, dass es so zu- und hergeht. Und wenn die Intellektuellen selbst wieder heftig werden sollten und Rechenschaft verlangen würden, so hat man jetzt neben diesen Ausreden das augenfällige spanische Beispiel, wie es hier eingangs gezeigt wurde, um sie zum Schweigen zu bringen: dort waren sie berufen und gewählt, dort war ihnen die Macht gegeben und die Probe ist so schlecht ausgefallen, dass niemand fordern darf sie zu wiederholen.

Bleibt es also dabei, dass jene, die sich nicht nur zu den Besten des Volkes zählen, sondern es trotz aller Einwände öfters auch sind, aus der öffentlichen politischen Führung ausgeschaltet werden müssen? Es tönt hart und ungerecht, und Plato ist nicht der einzige, dem eine solche staatliche Ordnung nicht behagte. Aber sowohl er wie die vielen Spätern, die durch die Jahrhunderte hindurch mit Vorschlägen zur Aenderung oder gleich mit fertigen Utopien hervortraten, dachten nur, weil sie auch Intellektuelle waren. Keiner oder nur selten einer konnte handeln und, was sie dachten, war oder schien zunächst für die Wirklichkeit verloren.

Liegt es an ihren Trägern und Vertretern oder am Wesen des Politischen und des Geistigen, wenn beides so selten und dann noch zu beiderseitigem Unheil zusammengeht? Es ist

klar, dass es am zweiten gelegen sein muss. Das Politische ist, es kann gar nicht anders sein, mit dem Streben nach Macht und dem Verwalten dieser Macht verbunden. Das ist kein Tadel und kein Hohn, sondern eine schlichte Feststellung ohne jede Bewertung. Macht und Autorität, die beide zusammengehören, sind an sich weder gut noch böse und beides konnte im menschlichen Zusammenleben, in welchen Formen es immer stattfand, bisher nie entbehrt werden und, ob es jemals anders sein wird, steht in den Sternen geschrieben. Gut oder böse wird beides erst durch den Gebrauch. Der Politiker, angefangen vom kleinen Schreier und Würdenjäger bis zum grossen Staatsmann und Gesetzgeber, mag er von Charakter hochgemut oder niedrig, an Interessen vielseitig oder beschränkt, im Ziel selbstlos oder eigenützig sein, bedarf nun einmal der Möglichkeit zu handeln und auf die andern zu wirken. Er gehört also in den Kreis jener Seelenverfassung, die man seit langem als Machtmenschen beschreibt. In Geschichte und Alltagsleben kann man sich überzeugen, dass es so ist. Man mag ihn deswegen gering schätzen oder nicht, aber zu verlangen, dass es anders sei, ist ebenso töricht wie zu fordern, dass ein Feuer leuchte ohne zu brennen.

Da läge es nahe zu schliessen, den Intellektuellen würde das Streben nach Macht abgehen und sie verstünden sich deshalb im politischen Betriebe nicht durchzusetzen. Jeder Blick in die Umwelt zeigt, wie voreilig ein solcher Schluss ist. In der gleichen Zeit und im gleichen Raum steht neben Jakob Burckhardt auch Friedrich Nietzsche, der als höchsten Wert gepriesen hat, was der andere als die Wurzel alles Bösen verdammt, nämlich die Macht, und doch war keinem von beiden seiner Lebtag auch nur die geringste sichtbare Gewalt gegeben. Erst lange nach dem Tode und auf vielen Umwegen ist es bei beiden etwas anders gekommen, eine Erscheinung, die allerdings zeigt, wo sich Geist und Politik doch einmal treffen können. Aber lassen wir dieses ausserordentliche Beispiel, denn auch in der ganz gewöhnlichen Tagesgeschichte sehen wir das Nämliche. Die klugen Politiker und herrschenden Gewalten lassen diese Intellektuellen, die nicht nur reden, sondern auch handeln und regieren möchten, nicht zur Macht kommen und, wenn sie sich für ihre Dienste erkenntlich zeigen müssen, so verweisen sie sie in irgend einen Nebenbezirk, um dort ihren Trieb hemmungs-

los und unschädlich auszuleben. Nicht umsonst gibt es die schöne Einrichtung der Kommissionen, Kongresse, Kulturwerbung und anderes, wo im Einzelnen viel zu regieren und im Entscheidenden nichts zu verderben ist.

Denn es hat sich erwiesen — und damit kommen wir an den Kern der Frage heran —, dass es ausgerechnet die Intellektuellen sind, also jene Männer von Geist und gutem Willen, die nur herrschen wollen um zu beglücken und besser zu machen, dass ausgerechnet in ihren Händen die Macht, wenn sie ihnen zugespielt wird, schlecht verwaltet wird und ins Böse entartet. In Robespierre, dem Theoretiker der Tugend, erscheint nur tausendfach und zur Fratze vergrössert, was an kleinen Tyrannen in beschränkten Kreisen zu sehen ist. Nicht am Mangel an Machtstreben muss es also liegen, sondern an der sonstigen Eigenart des Intellektuellen, wenn die Gewalt, die ihnen gegeben ist, das gewollte Gute ins Böse verkehrt.

Diese Wesensart ist nun nicht so durchsichtig und einfach wie etwa diejenige des Politikers oder des Wirtschafters. Müsste man ihn, den man aus dem Zusammenleben gut zu kennen vermeint, einem der üblichen Typen zuordnen, wie die Psychologen sie aufgestellt haben, man käme in Verlegenheit. Denn auch das Bild des theoretischen Menschen, an das man zunächst und einzig denkt, passt lange nicht auf jeden. Geschweige denn, dass die Erlebnistypen oder die Temperamente, die man seinerzeit zuerst beim kranken Seelenleben aussonderte und dann erst auf die Allgemeinheit übertrug, hier Klarheit brächten. So müssen wir endlich die Frage stellen, die zu erheben bei einem so gangbaren Ausdruck zuerst überflüssig und schulmeisterlich schien, nämlich, was man unter einem Intellektuellen zu verstehen habe.

Im weitern Sinne ist es jeder, der sich mit geistigen Dingen befasst und, was noch kennzeichnender ist, sein Leben allein nach ihnen richtet. Allein der Gelehrte, der nur seinem Fache lebt und für alles andere nur untätiger Zuschauer und Zuhörer ist, der Künstler, der nur schafft um der Kunst willen und dem die Form über alles geht und der Inhalt nebensächlich ist, sie beide stehen nur am äussersten Rande dieses volkstümlichen Ausdrucks. Im engern Sinne ist ein Intellektueller, wer im Geistigen lebt, aber nicht einseitig in seinem Fach, sondern

von seinem Standort aus überallhin blickt und hört und bereit ist auch überall sich zu beteiligen und einzugreifen. Nochmals ein Blick nach Spanien: „Ein spanischer Intellektueller ist ein Mann mit einer Hornbrille und einem Buch über das neue Russland unter dem Arm, der gegen Mittag aufsteht und nachher bis 3 Uhr morgens in den Kaffeehäusern sitzt und sich in alles mischt und über alles redet“. so wurde er mir vor einigen Jahren ebenso scharf wie einseitig beschrieben. Aber der Sprechende, der mit solcher Bitterkeit seinen Widerpart schilderte, war selbst ein lebendiger Beweis, dass er damit wohl eine malarische Abart, aber nicht den ganzen Stand umschrieben habe. Neben diesen einfallreichen Vielschwätzern und Männern der Unruhe, zählen zu ihnen auch stille Sinnierer und schwerblütige Grübler; neben den Geselligen gibt es Einsame, neben den Betriebsamen gibt es nach innen gerichtete Naturen. Sie denken zwar alle nach und gehen von Ideen aus, aber sie gehen nicht darin auf. Sie erschöpfen sich andererseits niemals nur in der Tätigkeit, aber das bedeutet nicht, dass sie die äussern Verhältnisse stumm erleiden ohne den Versuch sie umzugestalten.

Was ihnen aber allen gemeinsam ist, scheint dies zu sein. Zunächst sind sie ganz unmittelbar sie selbst und damit stellen sie sich in einen ersten Gegensatz zum Politiker. Der Mann der Oeffentlichkeit repräsentiert sich selbst nur mittelbar, denn vorerst muss in ihm sein Stand, seine Klasse, ja der Staat erscheinen. Die Oeffentlichkeit hat teil an ihm, hat ein Anrecht an ihn, wie der Name sagt, und nur darum weil er dieses Anrecht anerkennt und auf sich nimmt, gelingt es ihm die Gruppen und Massen, die sich in ihm verkörpert glauben und es im Glücksfall auch sind, zu bewegen und miteinander oder gegeneinander zu führen. Nur mittelbar erscheint er so der Umwelt. Was weiss sie, und was kümmert es sie, ob es seine Person ist, die so spricht, wie es aufgefasst wird, oder ob sie wirklich das will, was sie fordert? Mag die Nachwelt darüber streiten. Wenn die mitlebende Gefolgschaft im Führer nur sich selber oder das, was sie wenigstens sein möchte, erkennt. An plumpe Verstellung und Betrug soll man hier nicht denken, denn alles dies steht jenseits solcher phantasieloser und unwirksamer Machenschaften.

Der Intellektuelle aber stellt nur sich und seine Ideen unvermittelt dar, denn das kennzeichnet ihn gerade: seine Person verschwindet nicht hinter der Idee, wie beim grossen Nur-Wissenschaftler oder, am andern Ende der Reihe, beim kleinen Fachsimpel, sondern er ist sie. Gesetzt man könnte sein Werk, sei es eine Lehre, ein Buch oder sei es bildende Kunst von seiner Person abtrennen, es hätte auch Bestand dank seinem gegenständlichen Wert, aber es wäre etwas ganz anderes. Aber man kann es nicht. Immer wieder west sichtbar seine Person darin, weil er in allen Aeusserungen nie rein gegenständlich, sondern immer noch er selber ist.

Darin eingeschlossen ist ein Zweites. Weil er ganz bewusst und willentlich immer wieder zur Idee zurückkehrt, also zu etwas Bleibendem und Unvergänglichem, weil er immer wieder durch die sichtbaren Dinge hindurchsehen, weil er in Vergangenheit und Zukunft zugleich leben will, so steht er nie so ganz im zeitlich-gegenwärtigen Augenblick. Ohne sein oder anderer Zutun ist er weggedrängt, vom Besondern ins Allgemeine, vom Einmaligen aufs Gültige, vom punktförmigen Moment ins Ausgedehnte. Wie sollte er dann die rechte Zeit zum Handeln ergreifen können? Diese rechte Zeit offenbart sich nicht der Vernunft und Ueberlegung; sie kann nicht durch Berechnen und Vergleichen erschlossen werden, sondern es sind die äussern Umstände, manchmal nur schlichte kleine Zeichen, manchmal nur etwas Stimmungsmässiges oder Nebensächliches, worin sie sich anzeigt. Ob er nun nach Plan und Vorbedacht oder nach Einfall und aufs Geratewohl vorgeht, nur wer völlig im Augenblick lebt, kann dieses rechten Momentes inne werden und kann ihn dann zur Tat ergreifen. Darin lebt der Intellektuelle aber nicht, und darum verpasst er ihn und kommt zu früh oder zu spät und, wenn es der Zufall doch einmal will, dass er zur rechten Zeit beginnt, so zaudert oder hastet er noch im Tun und lässt das Glück, das er schon gefasst hat, aus ungeschickten Händen fallen.

Denn noch ein Drittes und Altbekanntes kommt hinzu: Vielwissen bedeutet Ohnmacht in der Entscheidung. In der Regel wenigstens ist es so, denn man könnte sich denken, dass einer um alle Voraussetzungen und Folgen seiner Handlung weiss und über dieses Wissen wie selbstverständlich hinwegschreitet,

wenn er vor der Entscheidung steht. Aber dann hat er seinen Schwerpunkt nicht in den Ideen und im Wissen, sondern er nimmt den Mut zur Tat ganz anderswo her und ist darum kein Intellektueller. Diesem nämlich wird das Bewusstsein zum Verhängnis, wie der früh und unvollendet verstorbene und darum bereits vergessene Alfred Seidel so scharf und kurz gesagt hat. Nicht nur den richtigen Augenblick verpasst er, sondern er kommt auch im unrechten Moment nicht zum Tun. Man soll diese Unlust zum Entschluss aber nicht etwa mit dem krankhaften Zwiemut verwechseln. Nicht die Gefühle sind hier zu unsicher und werden von Unbewusstem genährt, sondern die Kenntnisse über sich und über die Welt sind zu gegenwärtig und zu bewusst, als dass die Tat sie überspringen könnte.

Doch genug, denn warum gedanklich ableiten, was geschichtlich bewiesen ist? Der Intellektuelle muss sich damit abfinden, dass er nicht mehr und manchmal noch weniger Einfluss auf die alltägliche Politik hat als jeder beliebige Spiessbürger, der ja auch seine Zeitung liest, am Wirtisch bramarbasiert und stimmen geht. Auch in der Demokratie bedeutet die Gleichheit nicht, dass jedweder berufen, geschweige denn auserwählt ist. Und wenn er hinter dieser Zurücksetzung böse Absicht und Missgunst der andern wittert, so ist es jenen andern nicht zu verdenken, wenn sie darüber lächeln. Ablehnung und Missgunst mag mitspielen, wenn er sich vordrängt und sich anbietet, aber es gelingt nur darum ihn auszuschalten, weil er zum vornhinein durch seine Art sich selber ausschliesst.

Dies alles ist bedauerlich und von einem höhern Standpunkt aus, wie man zu sagen pflegt, auch ungerecht. Es wäre aber zu verschmerzen, wenn es dabei nur um die grössere oder kleinere, aber immer vergängliche und ersetzliche Person des Intellektuellen ginge. Mit dieser Person verknüpft sind aber auch die geistigen Leistungen, denen er dient und die er trägt, sind die Begriffe, die er schöpft oder wenigstens gangbar macht, sind die Bilder und Zusammenhänge, die er zuerst sieht und die vielleicht bestimmt sind einmal seelische Wirklichkeit zu werden. Ist dies alles auch verloren? Gibt es keine Verbindungen, offene oder hintergründige, die von der Politik und der Führung der Staatsgeschäfte zu diesen geistigen Bereichen hinüberführen? Läuft beides, die öffentlich-staatliche und die

geistig-private Entwicklung ewiggetrennt nebeneinander her wie zwei Ströme durch ein Gebirge voneinander geschieden?

Man weiss, dass es in den Lehrbüchern der Geschichte anders dargestellt wird. Da hat es den Anschein, als würde das eine das andere befruchten oder gar bedingen und als wären sie in Blüte und Verfall einander notwendig zugeordnet. Ueberblickt man aber die geschichtliche Entwicklung, deren Zeuge man selber gewesen ist, so sieht die Sache wieder etwas anders aus. Als zum Beispiel die politische Form Deutschlands im Weltkrieg zerfiel, da trat ein geistiges Reich aus der Dämmerung ins volle Tageslicht, dessen Wert man so oder so einschätzen mag, aber das keinen Zusammenhang mit jener politischen Form zu haben schien. Kaum als Gegensatz hatte es Bezug auf sie. Als dann aber 1933 das Politische neuerdings und andersartig auftrat und Platz heischte, da verlief sich jene Fülle der Ideen, Entwürfe und Pläne des vorigen Jahrzehnts und sie wäre, beziehungslos zum Vorhergehenden und beziehungslos zum Neuen, von selbst ins Dunkel versickert, auch wenn keine Gewalt gebraucht worden wäre.

Was ist nun richtig? Beide Male trügt der Schein, glaube ich, einmal weil zusammengesehen wird, was zeitlich auseinanderliegt, und das andere Mal, weil die zeitliche Trennung als Beziehungslosigkeit verkannt wird. Denn auf Umwegen und manchmal auf Irrwegen trifft beides doch einander und muss es auch. Der Mann des staatlichen Zusammenlebens muss wohl anordnen und lenken können, er bedarf also und, wäre er auch ein Anarchist und wollte er auch ein gewaltloses Gemeinwesen einrichten, notwendigerweise der Macht und kann ihrer nicht entraten, solange er am Werke ist. Sie ist aber in seiner Hand wie ein Zauberstab ohne die zugehörige Formel und sie gehorcht ihm nicht, wenn er ihr nicht einen Sinn zu geben versteht. Und sie hilft ihm auch nicht mehr und wird ihm alsbald entwendet, wenn der Sinn, den er ihr gibt, entleert und erschöpft ist. Nun ist aber auch Folgendes erwiesen: Nur die wenigsten Staatsmänner und Politiker besitzen neben sonstigen Gaben, die sie haben müssen, noch die schöpferische Kraft, um ganz und allein aus sich heraus diesen Sinn zu schaffen, sondern wer die Elemente dazu bereit hält, wer die Worte, Formeln und Inhalte findet und erfindet und überliefert, das

sind jene zur Tat so ohnmächtigen Redner und Schöngeister, Denker und Gelehrten. Und noch mehr, sie reichen sie nicht nur den Führern und jenen, die es sein wollen, sondern an jedermann und, ohne es zu beabsichtigen, schaffen sie damit bei der Menge jene notwendige Empfänglichkeit des Gefühls und Gemüts, so dass sie bereit ist diesen Worten und Formeln zu folgen. Vielleicht missachtet sie sie auch oder deutet sie um, aber wenn nur das Gefühl an das Wort sich verhaftet, so wird es mächtig in der Hand dessen, der zu handeln versteht. Die List der Vernunft bedient sich der Leidenschaften, um sich zu entfalten, hat glaube ich Hegel gesagt.

Das braucht Zeit ehedenn wie heute. Dass wir heute so viel schneller seien, weil die Zeitung und das Radio mehrmals täglich auf uns einreden und wir in einigen Tagen rund um die Welt fliegen, ist ein verzeihlicher Irrtum bei einem, der nicht zu sehen gewohnt ist. Denn nicht auf die Schnelligkeit der Apparatur kommt es an, sondern auf die Fähigkeit der Seele sich einzustellen, zu erleben und weiterzugeben, und ob diese Fähigkeit sich in Jahrhunderten wandelt, wissen wir nicht; sicher tut sie es aber nicht in Jahrzehnten.

Es wird also spät, bis der Mann, der lenkt und handelt, mit dem Denker und Deuter zusammentrifft, und oft ist es ein Toter, dessen Gedanken dann der aufspringenden Tat den Odem einhaucht. Aber immerhin, auch durch Geschlechterfolgen getrennt, treffen die beiden doch zusammen.

Und noch eine andere Einschränkung. Niemals werden die Ideen so, wie sie sind, ins Handeln umgesetzt. Manchmal verrät die Tat sogar die Idee, der sie dient, und — wir hören es heute von jenseits des Rheins — sie beruft sich dabei noch auf die Idee, die sie verrät. Aber auch wenn dies nicht geschieht, ist das Verwirklichte immer anders als das Gedachte, und der Abstand zwischen beiden ist sogar umso grösser je höher im Rang der Werte diese Idee steht und je voller die Persönlichkeit dessen, der sie früher in Wort und Bild aus dem Ungestalteten und Unsagbaren herausgehoben und erlebbar gemacht und überliefert hat, und je grösser jener Andere, der sie im Handeln verwirklichen will. Je höher in der Rangordnung nämlich, umso mehr nähert sie sich den Normen, die unser Wollen bestimmen, aber selbst nicht wirklich werden können.

Je bedeutender aber der Mensch, umso mehr besitzt er jene innere Freiheit, um sich im Denken und Tun nur nach dem echten Gehalt dieser Werte zu richten, gleichgültig wieviel sich von ihnen verwirklichen lässt.

In einem Bilde könnte man alles etwa so darstellen: der eine, nämlich der Intellektuelle, um das unschöne Wort der Kürze halber ein letztes Mal hinzuschreiben, stellt bereit und sät und der andere nimmt und erntet. Dass die Saat einmal aufgeht, darauf kann er zählen. Wie sie aufgeht, sieht er nicht und er hat auch kein Anrecht zu bestimmen, wann und wie geerntet wird. Aber wenn auch manches am Wege liegen bleibt, was verschlägts? Verschwendung und Fülle und nicht vernünftelnde Berechnung ist das Kennzeichen der Natur und, wenn es auch tausendmal anders gefordert wird, so soll der Menscheng Geist vor ihr nicht zurückstehen.